

Den Pionierleistungen unserer Vorfahren ein Denkmal setzen : volkskundliche Überlegungen zum Thema

Autor(en): **Fischbacher, Marianne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1992)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marianne Fischbacher

Den Pionierleistungen unserer Vorfahren ein Denkmal setzen

Volkskundliche Überlegungen zum Thema

Im einleitenden Beitrag von Marc A. Nay wird das Gewicht darauf gelegt, dass der Tourismus einenorts zur Erhaltung traditioneller Bausubstanz beitrage, andernorts derselbe Tourismus in anderer Gestalt aber traditionelle Bausubstanz zerstöre. Erhaltend wirke der Tourismus dann, wenn eine Baute den Rang einer vielbereisten Sehenswürdigkeit erreicht habe; Konflikte mit der Denkmalpflege gebe es lediglich bezüglich deren Belastbarkeit. Anders sei die Situation dort, wo der Vormarsch der touristischen Infrastruktur oder ihre Modernisierung traditionelle Bausubstanz zerstöre, wo etwa ein Hausbesitzer in seinem alten Bauernhaus moderne Ferienwohnungen einrichten wolle und sich bei dieser Umnutzung wenig um den Wert der alten Bausubstanz schere. In beiden Konfliktsituationen werde dabei seitens des Tourismus ins Spiel gebracht, dass sich das touristische Angebot, um erfolgreich zu sein, nach der Nachfrage zu richten habe, das heisst nach dem Geschmack und den Wünschen der Gäste, die selten mit den Interessen der Denkmalpflege übereinstimmen.

Für diesen Artikel möchte ich nun die beiden Kategorien *Erhalten* und *Zerstören* noch um eine dritte erweitern. Der Tourismus, der Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Graubünden Fuss fasste, hat im Verlaufe von nun bald 150 Jahren eine beachtliche Infrastruktur erbaut und damit auch neue Bausubstanz *geschaffen*. Dabei ist vorerst an die Bauten des Beherbergungsgewerbes zu denken, an Hospize, Bäder, Hotels, Sanatorien, Ferienhäuser, dann aber auch an das Verkehrswesen (Poststationen, Bahnhofsbauten, Alpenbahnlinien, Flugplätze, Bergbahnen, Parkhäuser, Parkplätze) oder an die Bauten des Freizeit- und Unterhaltungssektors wie Eisstadion, Bobbahnen, Hallenbäder, Sportzentren. Diese Liste ist selbstverständlich nicht vollständig, denn der Tourismus ist ein äusserst schwer abzugrenzender und sehr dezentraler Wirtschaftszweig. Eigentlich besteht Tourismus überall dort, wo touristische Nachfrage umsatzwirksam wird, und somit müssten korrekterweise auch Läden, Spitäler, Banken, Versicherungsgebäude, ja selbst Autogaragen zumindest prozentual zur touri-

stischen Infrastruktur gerechnet werden. Natürlich denkt niemand im Ernst daran, eine Bank zur touristischen Infrastruktur zu rechnen, die touristische Nutzung nimmt aber im Kanton Graubünden mit 43 bis 58% der Arbeitsplätze im Fremdenverkehr, mit rund 50% der kantonalen Steuererträge direkt oder indirekt aus dem Tourismus bedeutenden Raum ein. Sie ist, ausser im Bereich der Hotellerie, heute immer noch wachsend. Entsprechend vielfältig sind daher auch die Gelegenheiten, bei denen sich die Denkmalpflege mit ihren Anliegen und die touristische Nutzung in die Haare geraten können. Kommt dazu, dass die neue, touristische Nutzung des Quadratmeters Boden oder des Kubikmeters Raum rentabler ist, als die bisherige (z. B. Landwirtschaft, Wohnen). Die Prozesse der Umnutzung finden heute auch in peripheren Regionen statt, verzeichneten im Kanton Graubünden 1987 doch 208 von 213 Bündner Gemeinden touristische Logiernächte.¹

Die Frage der permanenten Veränderung unserer Umwelt, die mit den drei Handlungsweisen *zerstören*, *erhalten* und *schaffen* von Baustanz anvisiert ist, ist auch in der Volkskunde zentral. Allerdings richtet sich hier das Interesse vermehrt auf den Wandel der gesellschaftlichen Substanz. Im übertragenen Sinne wäre demnach zu fragen, welche wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Strukturen der Tourismus zerstört, erhält, neu aufbaut. Dies ist angesichts einer 150jährigen Tourismusgeschichte im Kanton Graubünden ein umfassendes Gebiet. Für diesen Artikel sollen lediglich einige Meinungen und Standpunkte aus verschiedenen Zeitabschnitten zusammengestellt werden, die gewisse Wandlungsprozesse im Gefolge des Fremdenverkehrs zu beleuchten vermögen. Verweisen möchte ich aber auf eine Studie der deutschen Ethnologin Regina Römhild, die zum Tagungsthema «Tourismus und Denkmalpflege» Konkretes beiträgt. Römhild befasste sich ausführlich mit einer neueren Form des Tourismus, den sie als *Histourismus* bezeichnet und der als Folge des europäischen Denkmaljahres im Bundesland Hessen starke Verbreitung fand.² Histourismus entspringt der Sehnsucht einer zumeist städtischen Bevölkerung, die in ihrer Freizeit den industrialisierten, normierten Arbeitsabläufen und Wohnsituationen entflieht, um sich in ländlicher Umgebung zu regenerieren. Am Urlaubsort möchte sie Ursprünglichkeit erleben und den abhanden gekommenen intakten Lebenszusammenhang erfahren, dies vorzugsweise eingebettet in ein historisches Ambiente. Das Buch Histourismus handelt von den mit dieser Form des Tourismus verbundenen widersprüchlichen Interessen der Erholungssuchenden, der ortsansässigen Bevölkerung, den Tourismusveranstaltern sowie der Denkmalpflege im Bundesland Hessen.



Abb. 1:
Leinverarbeitung
im Tavetsch, Jahr-
hundertwende.

Der phlegmatische Bauer wird aus seiner allzugrossen Ruhe geweckt

1907 hält der Landwirtschaftslehrer G. Barblan einen Vortrag zum Thema Landwirtschaft und Fremdenverkehr, den ich im folgenden referiere. Barblan wägt gewissenhaft die Vor- und Nachteile der Einflüsse ab, die *der Fremdenverkehr als jüngere Erwerbsquelle auf die Landwirtschaft als älteste und noch heute wohl vornehmste Erwerbsquelle unserer einheimischen Bevölkerung im Kanton Graubünden hat*. Dabei scheint er mit seinen Zuhörern, den Mitgliedern der Gemeinnützigen Gesellschaft, ein dem Fremdenverkehr eher kritisch gesinntes Publikum vor sich zu haben. Seine sehr interessanten Ausführungen beginnen mit den ökonomischen Auswirkungen, die der Bauernschaft aus der Allianz mit dem Fremdenverkehr bereits erwachsen sind, und die in der Waagschale der Vorteile schwer wiegen. In den Einzugsgebieten der Fremdenverkehrszentren lösten die Bauern bei weitem höhere Preise für landwirtschaftliche Produkte. Der Arosener Bauer kassierte beispielsweise für den Liter Milch ganzjährig 30 Rappen, der Davoser Bauer 22. Im Bündner Oberland hingegen lag der Milchpreis zwischen 15 und 17 Rappen, in den Schweizer Städten verkaufte man zu 17 bis 20 Rappen (Chur 20 Rp.) und die Nahrungsmittelindustrie zahlte auch nur 17 Rappen. Nebst der Milch und den Milchprodukten lieferte der Bauer aber auch Eier, Geflügel, Fleisch und Fleischspezialitäten, Wein und Kartoffeln, ja gar Heu und Stroh für die Zugtiere zu besten Preisen an die Hotels, und die Bäuerinnen wurden dazu angeregt, Gemüse-, Obst- und Beerenkulturen anzulegen. Laut Barblan hatten auch die Gemeinden von der lebhaften Bauperiode

profitiert, die Bau- und Brennholzpreise waren im Unterengadin um 100% gestiegen, die Bauern konnten Holz auf dem Stock für 10 Fr. den m³ verkaufen, aber immer noch, erläuterte der Referent, bestehe Mangel an landwirtschaftlichen Produkten und ein grosser Teil müsse aus dem Tirol importiert werden. Hier liege für die Bauern ein weites Betätigungsfeld offen, wenn sie nur häufiger aus ihrem Schlaf erwachen wollten. Vorsichtiger sei die Frage der hohen Bodenpreise abzuschätzen. Manch einer sei durch einen zu hohen Preis für sein Gut schwer in die Schulden geraten, aber bei genauer Betrachtung und der nötigen Resistenz gegen eigene Spekulationsgelüste hätten die hohen Landpreise für den Bauern Vorteile. Die höheren Preise für landwirtschaftliche Produkte hätten eine Aufwertung des Landwirtschaftslandes zur Folge. Dies sei im Grunde genommen ein Vorteil für die Bauern, steige dadurch doch der Wert des Vermögens und die Belehnungsgrenze. Verkaufe ein Bauer mit Umsicht sogar ein kleines Stück Bauland (in Davos zu Fr. 25 per m², in St. Moritz zu Fr. 32 bis Fr. 72, in Scuol zu Fr. 9), so könne er wieder Verbesserungen an seinem Betriebe vornehmen, stärke die Kapitalkraft und produziere nachher mehr und leichter. Von grosser Bedeutung war laut Barblan auch das Zusatzeinkommen aus Beschäftigungen im Fremdenverkehr, es ermöglichte eine bessere Ausstattung der Bauernbetriebe mit Produktionsmitteln. Indirekte Vorteile erwachsen der Bauernschaft aus der verbesserten Verkehrserschliessung und damit dem problemloseren Handel, wobei die Einrichtungen von Post, Telegraph und Telefon die Kommunikation sehr erleichterten. Erhöhte Steuereinnahmen von Kanton und Gemeinden wiederum entlasteten den Bauern. Besondere Bedeutung misst Barblan dem erzieherischen Einfluss höherer Umsätze zu: *Das beschauliche Dasein des Bauern, des Hirten und Sennen machte im Laufe der Jahre einer intensiveren Ausnützung der Arbeitszeit Platz. Der phlegmatische Bauer wurde zu seinem Nutzen aus seiner allzu grossen Ruhe etwas geweckt. Er sah, wie dieser und jener, der sich etwas umsah, der irgend einem Nebenverdienst noch nachging, mehr oder wenigstens doch etwas vorwärts kam.*

Etwas anders gelagert erscheint Barblan die Situation der Bauern in den ländlichen, tourismusfernen Gebieten. Diese hatten kaum Gelegenheit, für den Fremdenverkehr zu produzieren, ihre Möglichkeit bestand darin, Arbeitskräfte in die Hotellerie zu schicken. Dies sei auch gut so und keinem Bauern zu verargen, meint der Landwirtschaftslehrer und gute Kenner der bäuerlichen Lebensbedingungen. Allerdings habe die Arbeit in der Hotellerie in den letzten Jahren massiv zugenommen und zeitige nun fatale Folgen. Die Hotellerie ziehe nicht nur die überschüssigen Arbeitskräfte an, sondern auch die notwendigen, und dies sei schon zu beklagen, denn auch die Mädchen des Landwirts, die sonst wenigstens daheim blieben oder als Mägde

bei einem andern Bauern sich verdingten, gingen nun in die Hotels. Die fehlenden eigenen Arbeitskräfte müssten durch teure fremde ersetzt werden, und auch hier sei die gefährliche Konkurrenz der Hotels zu spüren: *Die Löhne gingen in die Höhe. Die Bauernmagd verlangte statt 20 Fr. im Monat 25 Fr., dann 30 Fr. und endlich 35 Fr.; der Knecht verlangte statt 25 Fr. 30 Fr., dann 40, 50 und jetzt 60 Fr. im Monat. Und was das Nachteiligste und Empfindlichste war: der einheimische Knecht, die einheimische Magd waren nicht mehr zu finden. Der Tiroler und die Tirolerin blieben auch aus; auch sie liefen in die Hotels, und man musste sich mit den Italienern behelfen, die aber in den Lohnansprüchen ihre angeborene Bescheidenheit ganz und gar vergassen.* Der Tourismus trug also in den Fremdenverkehrsgebieten zur Herausbildung von ertragskräftigeren und vermehrt marktorientierten Bauernbetrieben bei, in anderen Regionen zehrte er hingegen an deren Substanz, und zwar an der ökonomischen wie an der moralischen. Die splendide Lebensführung der Fremden, der grosse Aufwand an Kleidern, das leichte Ausgeben des Geldes hätten vielfach auch bei den Angestellten und sogar bei den Bauern Nachahmung gefunden, so dass *in manchem Dorfe das Bauernmädchen sich wie eine Stadtdame putzt, und der Bauernbursche sein Kleid aus Bündnertuch nur noch für den Werktag als gut genug finde.* Mancher Kellner und manches Zimmermädchen verändere dabei seinen Charakter, erachte nun die Bauernarbeit als zu gemein und lebe während des Winters auf Kosten der andern. Aber, so fragt Barblan: Darf man es dem armen Bäuerlein verargen, wenn es seine kräftigen Jungen und flinken Töchterlein in die Hotels schickt und diese ihm mit dem Ver-

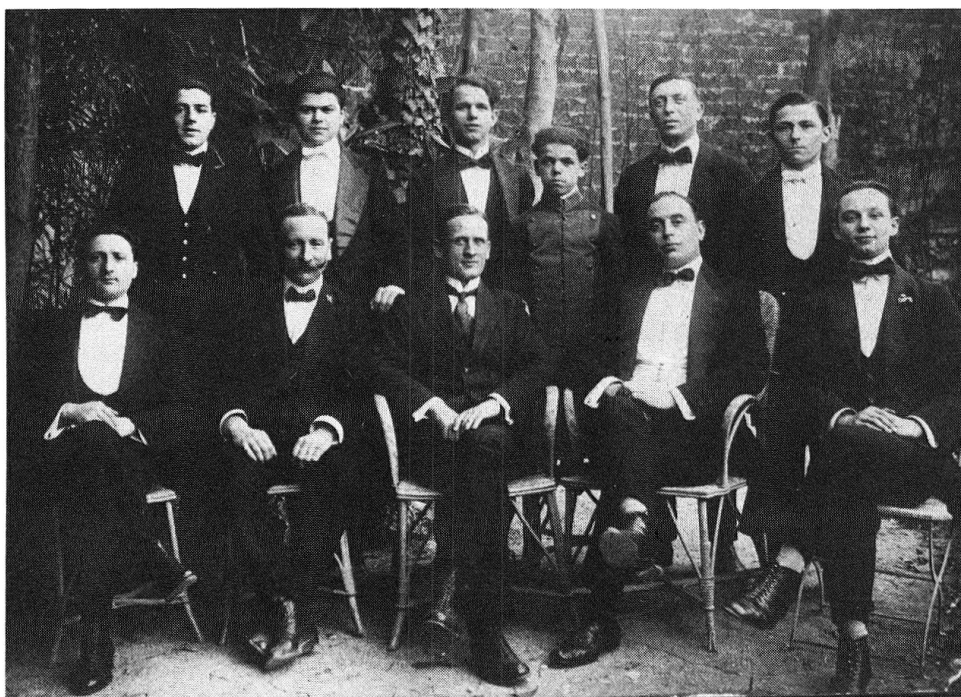


Abb. 2:
Der Hotelier
und seine
(männlichen)
Angestellten.

dienst aus Schulden und Bedrängnis helfen? Und wie traurig und öde sähe es in Graubünden aus, wenn nicht mit dem Fremdenstrom jede Saison blühendes Leben in die Bergtäler einzöge?³

Ein Schutzgesetz gegen das Zehren am Mark des Bündner Volkes

Die Lockerung der Sitten, die mit der Anschauung der Freizeitwelt der Feriengäste verbunden war, stellte immer einen der Hauptkritikpunkte am Fremdenverkehr dar. Was sie den davon Betroffenen bedeutete, etwa bezüglich grösserer sozialer Freiheiten, kam dabei nicht zur Sprache. Der Sittenwandel war auch der Kirche ein Dorn im Auge. Darüber hinaus äusserte sich Domdekan Hieronymus Loretz in einer engagierten Rede vor der Gemeinnützigen Gesellschaft im Jahre 1912 zu einem ganz anderen Aspekt des Fremdenverkehrs. Er prangerte die Hotelarbeit wegen der starken Ausnützung des Personals und den traurigen Unterkunftsverhältnissen an, die die Menschenwürde eigentlich untergraben. Er denunzierte die überfüllten Schlafstätten in Kellerräumen, in fensterlosen Zimmern, die mangelnde Separierung von Kranken, die schlechten Betten, die dem übermüdeten Personal während der durchschnittlich höchstens sechsständigen Nachtruhe keine Erholung erlaubten. Allein der hohe Trinkgeldverdienst sei das *mächtige Magnet*, das die Angestellten in die Hotels ziehe und zu solchen Bedingungen arbeiten lasse. Er forderte daher, das Trinkgeld durch angemessene Grundlöhne zu ersetzen. In manchen Hotels fehle es auch in sittlicher Beziehung an der nötigen Aufsicht. Oft werde zu zweit in den Betten geschlafen und da gebe es denn für die jüngeren Angestellten überhaupt keinen Schutz. Man dulde auch unsittliche Reden, die Lesung und Zirkulation unsittlicher Schriften und Bilder und drücke ein Auge zu, wenn leichtsinnige Kellner und leichtsinnige Mädchen miteinander karessierten und noch Schlimmeres trieben. Leider sei es der Kirche erschwert, die Hotelangestellten zu stützen und ihnen den rechten Weg zu weisen, denn Zeit für den Kirchgang und die Erfüllung der religiösen Pflichten werde keine eingeräumt. Loretz forderte für das Hotelpersonal imperativ ein kantonales Schutzgesetz, um diesem *Zehren am Mark des Bündner Volkes* und diesem *Verrat am Vaterlande und den Mitbürgern* endlich ein Ende zu setzen.⁴

Die dörfliche Gemeinschaft gerät aus dem Lot

Hieronymus Loretz erreichte zwar sein Schutzgesetz nicht, er blieb aber nicht allein mit seinem Hinweis auf die Folgen des Fremdenverkehrs für Individuum und Gemeinschaft. Im Gegenteil, durch alle Zeiten hindurch hat der Tourismus auch seine Kritiker hervorge-



bracht. In die Allianz der Aufklärer und Mahner reihten sich auch die romanischen Schriftsteller, die den Fremdenverkehr in ihren Werken thematisierten.⁵ Sie beobachteten den Umgang der Einheimischen mit dem Fremdenverkehr mit Unbehagen. Dabei befanden sie sich in einer etwas besonderen sozialen Position. Ihre Biographien nehmen oft ihren Anfang in dörflicher Umgebung, gute Schulbildung führte sie dann aber weg, etwa nach Chur ins Lehrerseminar, nach Disentis ins Kloster, nach Freiburg und an andere Universitäten und schliesslich standen sie immer in engem Kontakt mit der Elite der rätoromanischen Bevölkerung in den Sprachvereinigungen. Als Lehrer, Pfarrer und Ärzte sahen sie ihr Dorf in zweifacher Optik. Sie beurteilten die Segnungen des Fremdenverkehrs wohl mit dem Verständnis der ehemals auch von Armut betroffenen, gleichzeitig aber auch mit dem Blick der Volkserzieher. Für sie wogen die sozialen Konflikte und kulturellen Entfremdungen schwer, die die Dynamik des Fremdenverkehrs in die dörfliche Gemeinschaft brachte. Der Lugnezer Rest Giuseppe Caminada (1876–1962), späterer Bischof von Chur, befasste sich in der 1911 publizierte Erzählung *La slavina* mit dem Eindringen des Fremdenverkehrs in eine Gemeinde. Sie spielt zur Zeit der Gründerjahre, als die Erfolge der Hotellerie allerlei Spekulationen auf einfach verdientes Geld nährten. Eines Tages kehrt Rest Flutgiu, der Sohn einer armen Witwe modisch geschniegelt und mit aufrührerischen Ideen im Kopf aus Frankreich zurück. Er unterhält die Einheimischen mit seinen Geschichten und entwickelt den Plan, im Dorf ein Hotel zu errichten. Von der Kirchgemeinde möchte er dafür das schönste Stück Land. Die Gemeinde zerfällt in zwei Parteien, in die Traditions-

Abb. 3:
Das Hotel im Dorf.
Park Hotel Wald-
haus in Flims um
1910.

gebundenen, die dem Fortschritt nicht trauen, die niemals die Wiesen der Heiligen verkaufen möchten, und in die Fortschrittlichen, zu denen Rest Flutgiu, die Jungen und die Handwerker gehören. Nun hätten die Modernisten, die frech die Rechte der Kirche beschneiden und die dörflichen Gesetze und Sitten zu ihren Gunsten biegen wollen wohl nicht so leichtes Spiel, wenn nicht der charmante Ankömmling die Gunst der Tochter des Mistrals erworben hätte. Der alte Mistral und die Bank bringen grosse Summen Kapital ins Spiel. Alles scheint zu funktionieren, der Hotelbau bringt Arbeit und Verdienst ins Dorf, Neid und Intrigen führen aber zu Streit und gar zu Gewalttaten. Die Geschäfte gehen plötzlich schlechter, das Hotel endet in Konkurs und Rest Flutgiu versucht sich durch Brandstiftung von den Schulden zu entlasten. Zum Schluss ist es, wie auch in anderen Erzählungen, eine Frau, die Tochter des Mistrals, die Ordnung in das Chaos bringt und damit den Anfang für ein neues Zusammenleben schafft.

Weitere Aspekte thematisierte der Fidazer Dichter Gian Fontana. Er schilderte den Druck, unter den die Fortschrittsgläubigeren, und zu ihnen gehören auch der Pfarrer und die Bauern, die auf einen guten Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte hoffen, die traditionsgebundeneren, vorsichtigeren Kräfte setzen. Eine Art Grössenwahn verblendet seinen Helden Riget Caplazi, der ohne jede Kenntnis des Geschäfts einem gewieften Partner auf den Leim kriecht und sich mit fadenscheinigen Auskünften abspesen lassen muss. Er entfremdet sich seinen Mitbürgern, seiner Frau und seiner Arbeit. Schliesslich verliert die Familie Boden, Haus und Ehre und zieht ins Unterland.

Vom Bauerndorf zum Ferienort, die Bevölkerung entlässt ihre Bräuche

Im Jahre 1972 untersuchte die amerikanische Kulturanthropologin Verena Haas Frey dieselben gesellschaftlichen Mechanismen, wie sie die romanischen Schriftsteller in ihren Werken beschrieben, mit wissenschaftlichen Methoden. Während eines achtmonatigen Aufenthalts in der Oberhalbsteiner Gemeinde Savognin trug sie eine erstaunliche Fülle von Erkenntnissen darüber zusammen, welche Prozesse in einer Gemeinde durch die plötzliche Konfrontation mit dem Fremdenverkehr ausgelöst werden.⁶ Die Autorin erachtet ihre Resultate über Savognin (das Dorf *Andreia*) als repräsentativ für all jene Wintersportstationen, die im Zuge der ausserordentlichen Ausbreitung des Wintersports sowie der Hochkonjunktur der sechziger Jahre entstanden. Die Entwicklung nahm ihren Anfang nach langwierigen, aber schliesslich erfolgreichen Bemühungen einiger Dorfpromotoren, der anhaltenden Verarmung der landwirtschaftlichen Bevölkerung durch grössere Investitionen in den Fremdenverkehr zu begegnen. Mit dem An-



Abb. 4:
Ein modernes
Feriendorf aus
den sechziger
und siebziger
Jahren (Laax-
Murschetg).

gebot, zu Vorzugsbedingungen ein gemeindeeigenes Grundstück zu überbauen, konnten auswärtige Financiers zu beträchtlichen Investitionen bewegt werden. Die Entwicklung des folgenden Jahrzehnts verlief sehr schnell. Bei den Auswirkungen der Wachstumsdynamik auf das *lokale Brauchtum* unterscheidet Haas die folgenden drei Stadien. In ihrer traditionellen Rolle haben lokale Bräuche immer praktische oder soziale Funktionen. Häuser, Möbel, Geräte oder Kleider sind der Umgebung und dem Gebrauch angepasst oder symbolisieren zumindest die kollektive Identität. Gemeinsame Ereignisse dienen dazu, den sozialen Zusammenhalt und die Solidarität zu festigen. In ihrer traditionellen Form *leben* die Bräuche, das heisst, sie werden von allen aufrechterhalten und gemeinsam den wechselnden Ideen, neuen Geschmäckern und Begleitumständen angepasst. So wird die Farbe einer Tracht der Mode entsprechend abgeändert oder eine Anekdote als neue Strophe dem gemeinsam gesungenen Lied angehängt. In der zweiten Phase beginnt sich die Gemeinde durch andauernde Kontakte mit neuen Lebensstilen wie etwa Touristen oder die Massenmedien zu modernisieren. Von den Jungen werden Traditionen und Bräuche oft als Symbole der Rückständigkeit und des Provinzialismus raschmöglichst abgelegt. Um ihre Zugehörigkeit zum moderneren System zu dokumentieren, tauschen sie die Symbole der alten Zeit aus gegen jene der neuen. In scharfem Kontrast zu diesem Wandel stehen die Vorstellungen der Touristen von der Traditionsgebundenheit ihres ländlichen Ferienortes. Je mehr die Einheimischen ihre alten Bräuche über Bord werfen, desto aktiver werden die Gäste; sie ermutigen zur Aufrechterhaltung der Volkskultur und kaufen die lokalen Antiquitäten.

Während dieser zweiten Phase geht ein grosser Teil an Brauchtum und Kunsthandwerk verloren. Weil aber die Nachfrage aufrechterhalten bleibt, überleben einige Traditionen (dritte Phase), und werden in kommerzieller Absicht aufbereitet. Die neu entstehende Folklore hat dabei oft nicht mehr lokalen, sondern regionalen oder gar einen von der Unterhaltungsindustrie beeinflussten Charakter. Bald finden sich auch Einheimische, die, der fortschreitenden Modernisierung überdrüssig, die Förderung der alten Traditionen zu ihrem Anliegen machen. Während der zweiten Phase, der Phase des gewollten Übergangs zur moderneren Kulturform komme es laut Haas-Frey hingegen eher vor, dass Einheimische recht unwillig reagierten, wenn sie von Gästen zur besseren Einhaltung der alten Traditionen ermuntert würden. Sie empfänden diese Ermahnungen als Kritik an ihrem neuen Lebensstil, und fühlten sich in eine Rolle gedrängt, die sie abgelegt haben und nicht mehr einnehmen wollen.

Haas Frey erläutert ihre These an einem Beispiel. Auch im besagten Bergdorf existierte der Brauch, dass die Kinder am 1. März mit Kuhschellen durch das Dorf zogen, um den Winter zu vertreiben. Dabei sammelten sie Rahm, der nachher im Schulhaus zubereitet und gemeinsam verspeist wurde. Bald waren nur noch die kleineren Kinder zur Teilnahme an diesem Anlass zu bewegen, die älteren zogen es vor, skifahren zu gehen. Als die Dorfjugend dann aber merkte, dass die Feriengäste den Umzug gerne mit einigen Münzen honorierten, gewann der Brauch wieder Anhänger. Er fand nun vorzugsweise vor den Portalen der Hotels statt.

Neue Kulturformen entstehen.

Skifahren als Teil der Freizeitkultur

Sollte der Eindruck entstanden sein, der Tourismus könne im Kanton Graubünden unter den volksculturell Interessierten kaum Freunde haben, so muss dieses Bild etwas zurechtgerückt werden. Der Tourismus hat zur Volkskultur, zur Alltagskultur einen wesentlichen Beitrag beigesteuert, das Skifahren. Das Skifahren verbreitete sich anfangs dieses Jahrhunderts in der Schweiz und in Graubünden mit einer Geschwindigkeit, die den Eindruck einer eigentlichen Bewegung erweckt. Das Skifahren steht im Kanton Graubünden in engem Zusammenhang mit dem Tourismus. Allerdings war es nicht einfach so, dass Bündner die Skis und das Skifahren von Gästen übernommen hätten. Die Kunde vom Skifahren drang auch auf anderen Wegen in den Kanton, zum Beispiel durch emigrierte Bündner, die dann zu Hause Kopien des im Ausland gesehenen Sportgeräts anfertigten. In seiner Anfangsphase war das Skifahren ein grosses Experiment und Sache passionierter Tüftler. Grosse Anstrengungen waren zuerst von-



Abb. 5:
David Zogg, 1934
Weltmeister in
Abfahrt und Kom-
bination.

nöten, die technischen Unzulänglichkeiten von Skis und Bindungen zu überwinden. Im weiteren mussten auch die Kenntnisse über die Bedienung dieses vorerst noch sehr schwer zu steuernden Fortbewegungsmittels erarbeitet werden. Die zunehmende Stärkung der Wintersaison gegen Ende des Jahrhunderts förderte diese Bemühungen stark. Sport zu treiben gehörte zum Ferienprogramm der Gäste, die Kurorte verfügten über Anlagen für die Sportarten Schlitteln, Bob, Eislauf, Bandy, Curling und Eishockey.⁷ Nach der Jahrhundertwende begann sich der Skisport in Graubünden zu organisieren, die Ausbildung im Skifahren wurde systematischer an die Hand genommen. Der Schweizerische Skiverband und der Alpenclub waren dabei federführend und im Kanton Graubünden erfolgte die Gründung der Skiclubs in St. Moritz, Arosa, Davos und Flims. 1903 führte die Sektion Rätia des Alpenclubs gesamtschweizerisch den ersten Skikurs auf der Lenzerheide durch. Die Einladung richtete sich an die patentierten Bergführer in der Absicht, sie auch für winterliche Bergtouren auszubilden, dann aber sollte auch dem *edlen Skisport* mit diesem Kurs ein kräftiger Impuls verliehen werden. Als Lehrer amtierten zwei Norweger, die zu jener Zeit in ganz Graubünden unterwegs waren, um die Skifahrtechnik zu vermitteln und der Engadiner Bergführer Christian Klucker. Die Teilnehmer setzten sich vornehmlich aus Herren in gehobeneren Berufspositionen zusammen, eine Mehrheit stammte aus dem Unterland, aber es befand sich z.B. auch ein Näf, Heinrich, Telegr.-Arbeiter aus Malix dabei, der das Gelernte zu Hause weitergab.

Ein Bündner hatte damals gute Gründe, sich für den Skisport zu interessieren oder ihn zu fördern. Mit dem Skifahren konnte Geld verdient werden, Skifahren konnte als soziales Ereignis betrieben werden, es ermöglichte einem ein neues Naturerlebnis und es konnte einem zu Prestige und Ansehen verhelfen. Ein aktiver Skiclub war damals ein kameradschaftliches wie wirtschaftliches Unternehmen. Die grossen Clubs waren auch eine Art Kadenschmiede, im weiteren eine Ausbildungsstätte für Skilehrer und nicht zuletzt hatte das Clubleben einen grossen Unterhaltungswert. Der Skiclub Arosa beispielsweise erlebte bereits im Jahre 1904 eine *wider Erwarten gut besuchte* Gründungsversammlung. Einer der Hauptzwecke des Clubs war es, Rennen zu veranstalten und so fand denn schon drei Tage später das erste Rennen statt, bestehend aus Aufstieg vom Kulm ins Obersäss und Abfahrt auf derselben Strecke. Die Arosener Wintergäste beteiligten sich insofern am Anlass, als sie die Trophäe, den Gräfin-Olga-Becher stifteten. Bald wurde auch die erste Sprungkonkurrenz durchgeführt. Der Skiclub Arosa entwickelte sich zum renommierten Organisator von Skirennen und Sprungkonkurrenzen nationaler und bald auch internationaler Kategorie. Immer wieder waren es seine Mitglieder, die an Meisterschaften neue Massstäbe setzten (David Zogg, 1934 Weltmeister in Abfahrt und Kombination). Die Clubleitung gehörte zu den führenden Köpfen beim Bündnerischen und Schweizerischen Skiverband, wo die sportpolitischen Weichen gestellt wurden. 1918 ist Arosa zum ersten Mal und 1929 zum zweiten Mal Durchführungsort der Schweizerischen Verbandsmeisterschaften. Der ganze Kurort Arosa findet sich bei diesen Veranstaltungen, ist im Fremdenblatt zu lesen: *Der Skilauf kennt bei uns kein «Aber». Wenn der Skiklub Arosa von der Bevölkerung Opfer verlangt, so gibt jeder, was der Klub verlangt, denn jeder weiss: Der Skilauf ist das Grosse und das Schöne und das Notwendige, das uns bindet.* Nebst dem Rennwesen führte der Club jährlich sein Tourenprogramm durch. Bis 1933, dem Erscheinungsjahr der zitierten Jubiläumsschrift, hatte der Skiclub an den 5 wichtigsten Tourenzielen Schutzhütten errichtet.⁸

Der Skiclub war auch für das Skilehrerwesen zuständig. 1921 erliess der Bündner Skiverband ein Skilehrerregulativ, in der Absicht, Ordnung in die Vielfalt der Unterrichtsstile zu bringen. Auch die Gemeinde Arosa genehmigte dieses Regulativ. Fortan hatten die Skilehrer eine Prüfung zu bestehen und erhielten zum Ausweis ein Patent und ein Abzeichen. Nicht diesem Regulativ unterstanden die ausserkantonalen Skilehrer. Anlässlich der Revision des kantonalen Bergführergesetzes wurde im Jahre 1926 auch das Skilehrerwesen der kantonalen Gesetzgebung unterstellt. Dem Kanton oblag nun die Oberaufsicht über die Skischulen und die Ausbildung der Skilehrer. Bis aber bezüglich Skifahrtechnik und Unterrichtsmethodik *unité de doctrine*

herrschte, wurden in den Reihen der Skisportverbände und zwischen den Skischulen die leidenschaftlichsten Kämpfe ausgetragen. Lesenswert dazu ist die von Fritz Pieth verfasste Übersicht über den Schweizer Skiunterricht in der 50-Jahr-Jubiläumsschrift des Schweizerischen Interverbandes für Skilauf (1982).

Mit Beginn der zwanziger Jahre wurde der Skisport sehr populär. Dass die Schweizer Armee dem neuen Fortbewegungsmittel im Gebirge Beachtung schenkte und einige Gebirgsbrigaden im Skifahren instruierte, verlieh der Skisportbewegung starken Aufwind. In den Kurorten wurden Skischulen und Sportzentren eröffnet. Im Tavetsch, einer Randregion im Kanton Graubünden, wo auch schon 1914 der Skiclub Sedrun/Tujetsch entstanden war, erteilte um 1918 noch der Hotelier persönlich Skiunterricht. 1929/30, zwei Jahre nach der Wintereröffnung der Furka-Oberalp-Bahn, hat Sedrun die erste/eine der ersten Skischulen der Schweiz. Als Skischulleiter gelang es, den Weltrekordinhaber im Skispringen und Verfasser eines Skilehrbuches, Gustav Walty, zu verpflichten. Er ergriff in Sedrun die Initiative, die skisportinteressierten Kreise zu einer Organisation zusammenzuschliessen. Wie andernorts gehörte der Bau einer Skisprungschanze zur Grundausrüstung eines Kurortes. Auf den von Walty in Surrein vorgeschlagenen Bau musste hier im Tavetsch aus Kostengründen verzichtet werden. Hingegen wurde ein Eisfeld erstellt und Walty nahm sich mit einer gut gelungenen Prospekteserie der Werbung an. Nach einem Ausbau der Bettenkapazitäten 1930–32 stiegen die erteilten Halbtagslektionen in der Skischule jährlich um stolze 1000. Neben mehreren einheimischen Skilehrern unterrichteten auch Davoser, Aroser und Unterländer; von Anfang an waren auch zwei Frauen dabei, während der örtliche Pfarrer Johann Anton Fetz den Tavetscher Schulmädchen das Skifahren noch untersagte. Aushängeschild des Angebots waren die Skitouren. Die Gäste formierten sich in der Sektion Unterland des Skiclubs, sie pflegten *recht gute* Beziehungen zu den Einheimischen. *Sie interessierten sich auch für die romanische Sprache und luden deshalb auch die Gemeindebehörden, sowie die Herren Sep Mudest Nay, Lehrer und grosser Förderer der romanischen Sprache, Gion Felici Monn, Grossrat und auch Nationalrat Dr. Sep Condrau, Redaktor der «Gasetta Romontscha» zu Diskussionen ein.*⁹ Die Sektion Unterland organisierte jährlich ein Skirennen für die einheimischen Kinder, stiftete die Preise und der Präsident nahm eigenhändig die Preisverteilung vor.

Skifahren wurde aber auch ausserhalb der Skiclubs, des RennweSENS und der Skischulen zum Volkssport. Als Sonntagsvergnügen und neue Form sich vom modernen Tempozwang während der Arbeitswoche zu erholen, planten 1907 der Seewiser Lehrer Ulrich Meng und zwei Kameraden den ersten Winteraufstieg zum Berg Vilan.¹⁰ Meng schildert in seinem Erlebnisbericht das einmalige Naturerlebnis der

Berge im Winter und er rühmt den wohltuend entlastenden Effekt dieser Skitour auf die Alltagssorgen. Das private emotionale Erlebnis Skifahren leisteten sich bald auch mit Leidenschaft die Frauen, wie aus lebensgeschichtlichen Interviews hervorgeht, die im Rahmen des Projekts «Frauenleben in Graubünden» erhoben werden.¹¹

Eine Überlegung, gefunden in der Jubiläumsschrift der Skischule Sedrun möchte ich hier zum Schluss noch an die zuständigen Stellen zur wohlwollenden Prüfung weiterleiten: *Diese Tatsachen und Leistungen unserer Ahnen zeugen noch heute von einem progressiven Unternehmungsgeist im Fremdenverkehrswesen. Wenn man bedenkt, dass die Talschaft Tujetsch in Anbetracht der seinerzeitlichen schwierigen Verhältnisse als sehr abgelegen galt und die damalige Konkurrenz anderer besser gelegenen Kurorte in der Schweiz in Erwägung zieht, so müssen wir heute, ohne zu übertreiben bekennen, dass diese Pionierleistungen unserer Vorfahren einem Denkmal würdig wären.*

- 1 Alle Angaben aus: Unser Tourismus. Verkehrsverein Graubünden (VVGR) 1989. Anmerkungen
- 2 Römhild, Regina. – Histourismus. Fremdenverkehr und lokale Selbstbehauptung. – Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. – Frankfurt a.M., 1990.
- 3 Barblan, G. – Landwirtschaft und Fremdenverkehr. – Zürich, 1908.
- 4 Loretz, Hieronymus. – «Schutz dem Hotelpersonal», in: Jahresbericht und Rechnung der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Graubünden. – Chur, 1913.
- 5 Vgl. Deplazes, Gion. – Die Rätoromanen. Ihre Identität in der Literatur. – Dissentis, 1991. Das Buch ist insbesondere für Nichtromanen sehr zu empfehlen.
- 6 Haas Frey, Verena. – The impact of mass tourism on a rural community in the swiss alps. – Michigan, 1976.
- 7 Vgl. Wanner, Kurt. – Spiel und Sport in Graubünden. – Chur, 1991.
- 8 v. Maron, Fritz. – Die Geschichte des Aroser Skilaufes. Dem Skiclub Arosa zu seinem dreissigjährigen Jubiläum am 16. Dezember 1933. – Arosa, 1933.
- 9 Skischule Sedrun 1929–1979. – Jubiläumsschrift verfasst von Edgar Hitz.
- 10 Alle Beispiele zum Skilauf, die wir hier zitierten, stammen aus der Vorkriegszeit. 1936 gab es in Graubünden ganze sechs Drahtseilbahn- und zwei Skiliftsektionen, sämtliche rennsportlichen Höhepunkte verliefen ohne Transportanlagen. Der mechanisierte Skisport ist eine Errungenschaft der Jahre nach 1955.
- 11 Projekt «Frauenleben in Graubünden». – Verein für Bündner Kulturforschung.

- Abb. 1: Hager, Karl. – Flachs und Hanf. – 1919.
- Abb. 2: Kulturarchiv Oberengadin, Samedan.
- Abb. 3: Postkarte Park Hotels Waldhaus, Flims.
- Abb. 5: Ruth Licht, Arosa.

Bildnachweis